

# *Susanne Freitag*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt im Senegal

vom 30. April bis 27. Juli 1998

## **Zwischen Marabouts und Modernisierung**

Susanne Freitag

Senegal, vom 30.04. – 27.07.1998,  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

Zur Person

Ein Traum, den es nicht gibt

Ein Freitag in Dakar

Die Marabout-Gesellschaft

Musterschüler in der Krise oder „System D“

Der Wunsch nach dem Wechsel

Zwischen Meetings und Marabouts – Der Wahlkampf

Der Wahltag

Das Ergebnis

Ein Marabout im Parlament – Cheikh Abdoulaye Dièye

Cheikh Amadou Bamba Superstar – Pilgern zum großen Magal

Touba, die heimliche Hauptstadt

Frauen im Senegal

Das Dorf am Rande der Wüste

„Das kann nur der Marabout entscheiden“

Die Wahrsagerin

Entwicklung beginnt im Kopf – Der Marktgarten

Abschied

## Zur Person

Geboren 1967 in Wissel (heute Kalkar) am Niederrhein. Nach dem Abitur ein Jahr Au-Pair in Paris. Danach Studium der Politikwissenschaft und Germanistik in Stuttgart. Während des Studiums freie Mitarbeit bei verschiedenen Zeitungen. Nach dem Abschluss Volontariat bei SAT.1. Anschliessend freie Mitarbeit beim ZDF, Landesstudio NRW, und bei den WDR Redaktionen „NRW am Mittag“ und „Westpol“. Seit Januar 2000 Redakteurin im ZDF Landesstudio NRW.

## Ein Traum, den es nicht gibt

„Viele, die hier herkommen, haben einen ganz bestimmten Traum von Afrika im Kopf, und genau dieser Traum geht hier gnadenlos den Bach runter“. Harte Worte, denke ich, als mir Berthold Franke, der Leiter des Goethe-Instituts in Dakar, seine Erfahrungen mit den zahlreichen Europäern schildert, die er hier hat kommen und gehen oder auch bleiben sehen. Die vielen Reisereportagen vermitteln ihn gerne: Den klassischen Traum von einem Afrika mit Elefanten, Giraffen und imposanten Naturschauspielen. Dieses Afrika findet man im Senegal tatsächlich nicht. Aber man findet etwas anderes. Amadou, ein Mitarbeiter der Friedrich-Ebert-Stiftung bringt mich nach 8 Stunden Flug in mein Hotel. Schon auf dem Weg vom Flughafen in die vor Autos überquellende und vor Leben strotzende Hauptstadt Dakar, wird dem Besucher das vor Augen geführt, was in diesem Land am meisten beeindruckt: Seine Gegensätze. Eben noch fährt Amadou an einer riesigen, wilden Müllkippe vorbei. Nach der nächsten Kurve eröffnet sich ein faszinierender Blick über das in der Sonne glitzernde Meer. Wir fahren vorbei an großen, herrschaftlichen Häusern, vor denen Bougainvilleen in allen Farben leuchten; ein paar Schritte entfernt Menschen, die am Strand in notdürftig zusammengestellten Pappkartons hausen, am Wegrand liegt eine tote Kuh. Amadou schaltet den Kassettenrekorder ein. Yossou N'Dour singt einen seiner Hits. An einer Kreuzung lacht sein Portrait von einem riesigen Plakat: Zahnpastareklame. „Hast du Kinder?“ fragt Amadou. Ich verneine. „Ich habe 10“, sagt er stolz. Ich sehe ihn fast bewundernd an. „Aber ich habe 2 Frauen“, fügt er erklärend hinzu und lacht, als er mein Gesicht sieht. Wir halten an einer Ampel. Sofort steht ein gebückt gehender Mann mit einem zerrissenen Hemd an der Auto-scheibe und hält die Hand durchs offene Fenster. Sitzen Weiße in einem Fahrzeug, „Toubabs“ nennt man sie hier, könnte es sich lohnen. Toubabs sind für sie reich, unendlich reich.

Mein Hotelzimmer, in dem ich ein paar Tage wohnen werde, ist dunkel und wenig einladend. Ganz in der Nähe ruft der Muezzin sein „Allahu Akbar“ – Gott ist allmächtig. Ein krächzender Lautsprecher sorgt dafür, dass er im ganzen Viertel gehört wird. Spätestens jetzt ist mir klar, dass mich hier etwas erwartet, das alle meine Vorstellungen vollständig über den Haufen werfen wird. Wer glaubt nicht gerne den Reisereportagen, die einen Traum vermitteln wollen?

### Ein Freitag in Dakar

Es ist ein Gefühl, als ob plötzlich die Straßen vibrieren. Nichts geht mehr in der „Rue El Hadj Amadou Assane Ndoye“, zwischen dem zentralen „Place de l'Independance“ und einer mehrere hundert Meter entfernten Moschee. Normalerweise herrscht hier betriebsame Gelassenheit. Fliegende Händler bieten Batikhosen, T-Shirts, falsche Markenuhren und vereinzelte Schmuckstücke zweifelhafter Herkunft an, Frauen verkaufen Mangos am Straßenrand, ein paar Kinder betteln. Jetzt sieht man nur noch Männer. Sie strömen zu Hunderten zum Freitagsgebet – Pflicht für männliche Muslime, wenn nicht schwerwiegende Gründe wie Krankheit dagegen sprechen. Sie sind gut gekleidet. Viele tragen das Nationalgewand, den Boubou. Die Kleidung muss sauber sein zum Gebet. Auf der Straße breiten sie ihre Gebetsmatten aus, weil in der Moschee kein Platz mehr ist. Viele tragen eine bunte Plastikkanne mit Wasser bei sich, für die rituellen Waschungen vor der Zwiesprache mit ihrem Gott. Dann neigen sich hunderte Körper gleichzeitig Richtung Mekka. Ich stehe plötzlich mittendrin, versuche, zu meiner Wohnung zu gelangen – zwecklos. Die Marktstände am Straßenrand sind geschlossen. Ich komme mir fehl am Platze vor, will die religiöse Konzentration nicht stören, stolpere trotzdem über eine Gebetsmatte und ziehe mich schließlich ins nahegelegene, französische Kulturzentrum zurück. Noch Stunden später klingen die Gebetsgesänge aus der Moschee.

Für Ibrahim ist Freitag ein besonders guter Tag. Freitag ist Almosentag, dann verdient er viermal so viel wie sonst. Ibrahim ist Bettler, eine Polio-Erkrankung hat seinen Körper verkrüppelt. Jeden Morgen sitzt er vor „seiner“ Moschee. Er ist aufs Betteln angewiesen. Der Glaube ist seine Lebensgrundlage und zugleich überlebensnotwendig. Die Gabe von Almosen ist Pflicht für jeden Moslem. Vor Gott sind alle gleich. Unabhängig von ihrer Rasse, ihrer Ethnie und ihrer sozialen Herkunft. Bei den Eigentumsverhältnissen darf es Unterschiede geben, sie sind sogar gottgewollt, sofern sie das Ergebnis eines gottgefälligen Verhaltens sind. Die reicheren Mitglieder der religiösen Gemeinschaft, der „Umma“, sind nach dem Koran dazu verpflichtet, die ärmeren zu unterstützen. Deshalb kann Ibrahim sich über Wasser halten. Es kommt vor, dass am Freitag eine glänzende Limousine neben ihm hält, das Fenster fährt fast lautlos herunter, der gutbetuchte

Fahrer steckt ihm ein paar Francs zu. Weder Ibrahim noch dem Limousinenfahrer kommt das irgendwie komisch vor. Senegalesische Realität.

## **Die Marabout-Gesellschaft**

Weit über 90 % der Senegalesen sind Moslems. Die Religion ist in den letzten Jahren immer wichtiger geworden. Seit vor vier Jahren die nationale Währung, der Francs CFA, um 50 % abgewertet wurde, geht es den Menschen schlechter. Die Gegensätze verschärfen sich. Vor allem in Dakar schockieren die Kontraste zwischen arm und reich jeden Tag aufs Neue. Der Islam hat deshalb eine integrative Funktion bekommen. Mit der Religion haben die Menschen einen Anlaufpunkt, eine letzte, wirklich verlässliche Größe im Leben. Vielleicht ist es die Überzeugung, dass alles ganz genau so sein muss, die die Menschen so aufgeschlossen, freundlich und hilfsbereit macht. Jeder gibt gerne Auskunft, auch wenn man als „Toubab“ nach ihrem Glauben fragt. Der Islam im Senegal ist tolerant. Andere Glaubensgemeinschaften werden gleichberechtigt behandelt. Staatschef Abdou Diouf ist zum Beispiel mit einer Christin verheiratet. Was zählt, ist der Mensch.

Schon im 11. Jahrhundert brachten Berberstämme aus der Sahara und später Marokkaner den Islam in den Senegal. Die Ausbreitung erfolgte langsam, ließ Platz für Elemente der früheren Naturreligionen. Mit der Zeit erhielt der Islam im Senegal eine ganz besondere Ausprägung. Die Gläubigen sind in Bruderschaften organisiert. Diese Form der Organisation gibt es auch in anderen Ländern, aber nirgendwo ist ihre Bedeutung politisch und gesellschaftlich so groß wie hier. Etwa ein halbes Dutzend solcher Bruderschaften existieren im Senegal. Der Großteil der Gläubigen gehört zu den zwei größten Gruppen: Den Mouriden und den Tidjanen.

Die Bruderschaft der Mouriden gilt als die bedeutendste im Senegal. Sie wurde im 19. Jahrhundert von dem inzwischen legendären Cheikh Amadou Bamba gegründet. Bamba war ein bedeutender religiöser Führer. Er lehnte sich gegen die Kolonialherren auf, und wurde deshalb mehrfach ins Exil verbannt. Seine Rückkehr aus dem Exil wird noch heute mit dem großen Magal gefeiert, der sich zu einem der größten Pilgerereignisse Westafrikas entwickelt hat. Der Gründer der Bruderschaft wird inzwischen wie ein Heiliger verehrt. In der weiteren Entwicklung prägten die Mouriden den Ausbau der Erdnuss-Monokultur, später auch den Handel und das Transportwesen. Damit verstärkte sich auch ihre Bedeutung in der Politik des Landes. Ihre heilige Stadt Touba ist fast ein Staat im Staat, ähnlich dem Vatikan. Eine eigene Polizei achtet darauf, dass das Rauch- und Alkoholverbot tatsächlich eingehalten wird. Grundlagen des Mouridismus sind die heilige Schrift, das Gebet und vor allem die Arbeit. Die Bruderschaft ist

streng hierarchisch gegliedert. An der Spitze steht der Khalif. Die folgende Ebene bilden rund 200 große Marabouts. Ihnen folgen bedingungslos die zahlreichen Anhänger des Glaubens, die Talibés. Dem Befehl der Marabouts und dem Befehl des Khalifen, Ndigel genannt, müssen sie folgen.

Die Bruderschaft der Tidjanen ist zahlenmäßig größer als die der Mouriden und wesentlich älter. Um 1765 wurde sie von Cheikh Ahmed Tidiani gegründet. Ihr religiöses Zentrum liegt in Tivaouane, einer kleinen Stadt nordöstlich von Dakar. In der Wirtschaft sind die Tidjanen weniger präsent. „Wir bevorzugen Studium und Frömmigkeit, die Mouriden die Arbeit und das Geld“, sagte einst einer ihrer Anhänger. Die Tidjanen sind mehr an der arabischen Welt orientiert. Das hat allerdings keinen Einfluß auf das tolerante, senegalesische Bewusstsein im Hinblick auf alle anderen Religionen. Vor allem in der Mittelschicht und in ländlichen Gebieten ist diese Bruderschaft verbreitet.

Die Marabouts, die spirituellen Führer der Bruderschaften, haben die absolute religiöse Autorität und eine beträchtliche soziale und wirtschaftliche Macht. Sie haben eine Funktion als Mittler zwischen Allah und den Menschen auf der Erde. Diese Position in der gesellschaftlichen Ordnung und das tiefe Vertrauen, das ihnen die Glaubensgemeinschaft der Talibés entgegenbringt, sichern ihnen die Unterstützung vom Bettler bis zum Politiker. Von den Mitgliedern der religiösen Gemeinschaft mit reichlich Spendengeldern bedacht, wird ihnen ein angenehmes, luxuriöses Leben ermöglicht. Viele Marabouts fahren große Limousinen und leben im Luxus. „Cadillac Marabouts“ nennt sie der Volksmund, ohne daran etwas auszusetzen. Stehen, wie in diesem Jahr, Wahlen ins Haus, sieht man häufig Staatskarossen in den heiligen Städten vorfahren. Dann wollen auch die Politiker von den Mittlern zwischen Allah und den Menschen profitieren. Sie geben ihnen Geld, und erhoffen sich davon ein gutes Wort in der Öffentlichkeit, oder sogar einen Ndigel für die Wahl. Ohne die Marabouts läuft nichts im Land, die Religion ist die treibende Kraft im Senegal.

### **Musterschüler in der Krise oder „System D“**

„Das ist der Senegalese nach der Geldabwertung“. Moustapha zeigt auf eine abstrakte Holzfigur, die den Kopf auf die Hände stützt. „Sie heißt der Denker“, erklärt der 22jährige Händler, „zu denken haben wir im Moment genug“. Moustapha ist einer von den vielen fliegenden Händlern Dakars. Sein Gebiet liegt in der Nähe des „Place de l'Independance“. Der erste Eindruck: Moderne Bankenhochhäuser, Hotels und andere Prachtbauten. Ganz in der Nähe die „Avenue Georges Pompidou“, die „Ponty“. Eine Einkaufs- und Flaniermeile, Paradies für Gutbetuchte, Taschendiebe, Straßenhändler. Mit etwas Phantasie könnte Dakar auch eine südeuropäische Großstadt sein. Wäre da nicht der

Müll in den Straßen, wäre da nicht der Bettler, der sich auf einem rollenden Holzbrett mit den Armen abstößt. „Ein paar Francs Madame, bitte“. Dakar, dazu gehören auch die Hausfrauen, die sich mit dem Verkauf rosafarbener Kolanüsse durchschlagen, die das Gefühl von Hunger und Durst für Stunden beseitigen können. Die Kinder in ihren zerrissenen Kleidern, die mit sonoren Stimmen „He, Monsieur“ rufen, sich minutenlang an die Fersen der Bankiers heften, damit diese ein paar Geldstücke in die Konservendose werfen, die einst das Tomatenmark für das Reisgericht zu Hause enthielt. Und eben Menschen wie Moustapha, die hier täglich versuchen, ihre Waren an den Mann zu bringen, damit sie ihre Familie ernähren können. Auf den Straßen Dakars herrscht das System D. D wie Debrouillardise – D wir Durchschlagen.

Lange galt der Senegal als Vorzeigestaat, ein „Musterländle“ in Afrika. Demokratie, Toleranz, politische und religiöse Offenheit – diese Attribute schrieb man dem Land auf die Flagge, und diese Attribute rechneten sich auf den Staatskonten. Die Entwicklungsgelder flossen mehr als üppig. Alles sollte noch schöner werden. Als IWF und Weltbank 1985 ein langfristiges Strukturanpassungsprogramm einführten, sollte die Grundlage für ein dauerhaftes Wirtschaftswachstum geschaffen werden. Mehr Privatisierung, Durchsetzung marktwirtschaftlicher Prinzipien, Effizienzsteigerung in der Landwirtschaft, Diversifizierung der Außenwirtschaft – mit diesen schönen Schlagworten aus der Welt der großen Industrienationen sollte der Senegal auch auf dem ökonomischen Sektor zum Vorzeigebeispiel werden. Die Wirtschaftsdaten sehen auf den ersten Blick wirklich gut aus. 5% Wachstum, eine minimale Inflationsrate, ein nicht nennenswertes Staatsdefizit.

Die internationalen Geldgeber sind zufrieden. So zufrieden, dass die Institutionen von Bretton Woods in diesem Jahr nochmal einen Kredit von 2 Milliarden Francs CFA zugeschossen haben. Die Menschen im Senegal aber sind nicht zufrieden. Der Staat legt ihnen keine Rechenschaft ab, keiner weiß, wo die Entwicklungsgelder eigentlich geblieben sind.

Einen der schwersten Schocks erlebte das Land bei der Abwertung des Francs CFA im Januar 1994. Der FCFA ist mit einem festen Wechselkurs an den französischen Francs gekoppelt. 100 FCFA entsprechen einem französischen Francs. Seit der Abwertung stößt der Musterländle-Mythos an seine Grenzen. Zwei Drittel der Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze, nur in 16,7% der Haushalte gibt es fließendes Wasser, nur 23% haben einen Stromanschluss. Die einst erfolgreichen Exportgüter, wie Erdnüsse, Baumwolle und Reis, finden kaum noch Absatz, damit erlebt die Landwirtschaft eine ihrer schwersten Krisen, mit sichtbaren Folgen in den ländlichen Regionen des Landes. Lediglich der Export von Fisch und der Tourismus boomen noch, ansonsten ist der Senegal weitgehend auf Importe angewiesen. „Der Staat versagt total“, sagt Ibrahim Gueye, ein Wirtschaftsexperte, der sich seit



Jahren um Investoren aus dem Ausland bemüht. „Es gibt gute Fachleute in der Privatwirtschaft, mit hervorragenden Qualifikationen, aber sie werden nicht gefördert. Sie sitzen mit ihrem Know-How zu Hause und sind arbeitslos. Existenzgründungen werden verhindert, und die Wirtschaft geht derweil weiter den Bach runter“. Geld bekommt der Staat immer dann, wenn er Entwicklungsprojekte in Aussicht stellt. Was aber aus den einzelnen Projekten wird, danach fragt schon ein Jahr später niemand mehr. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit investierte vor ein paar Jahren in ein ehrgeiziges Staudammprojekt nördlich von St. Louis. Die Vorgabe war, dass der Staat damit 50 % des Stromaufkommens produziert. Der Staudamm steht, hat inzwischen zu einer Bilharziose-Epidemie in der Bevölkerung geführt, aber noch keine einzige Kilowattstunde Strom erzeugt.

„He Toubab, Neckermann macht's möglich, billig billig“. Vor mir steht ein grinsender Händler und hält mir einen piepsenden, rosafarbenen Plastikwecker entgegen – „Made in Asien“. Ich stehe mitten im Getümmel, in den verwinkelten Straßen des Sandaga Marktes, in denen sich ein Marktstand an den anderen reiht, und Weiße besonders beliebte Opfer aufdringlicher Verkaufsstrategien sind. Der Sandaga-Markt ist fest in den Händen der Mouriden. Sie kontrollieren fast den gesamten Handel des Landes, und fast das ganze Transportwesen ist in den Händen der Marabouts von Touba. Ein Taxifahrer muss für sein Fahrzeug etwa 30 Mark am Tag bezahlen. Er zahlt sie meist an ein Transportunternehmen, das einem Mouriden gehört. Um einen Tagesverdienst einzufahren, muss er einen ganzen Tag, und manchmal auch die halbe Nacht, Fahrgäste transportieren. Ein Taxifahrer verdient am Tag zwischen fünf und sechs Mark, aber Taxifahren ist ein beliebter Job im System D. An manchen Tagen hat man in Dakar den Eindruck, dass es mehr Taxen als Einwohner gibt. Dass sie für die Mouriden unterwegs sind, ist ihren Autos leicht anzusehen. Aufkleber und Zeichnungen im Auto tragen das deutlich zur Schau: „Allah is the greatest“, Portraits von Cheikh Amadou Bamba, Fotos des großen Kalifen, oder die Aufschrift „Talibé“.

Über 90% der Senegalesen arbeiten in diesem informellen Sektor. Sie zahlen keine Steuern und schlagen sich mit gelegentlichen Jobs durch. Über 90% dieses informellen Sektors wiederum ist in den Händen der Mouriden. Die Umsätze der Branche kommen der Wirtschaft des Landes nicht zugute. 3 Gruppen verdienen an dem schnellen und unsicheren Geschäft auf der Straße: Die Importeure, die mit Säcken voll Bargeld nach Asien reisen, um dort ihre Waren bar zu zahlen; die Zöllner, die Bestechungsgelder erhalten, damit die Billigwaren eingeführt werden können und natürlich die Marabouts. Die Gewinne werden nicht bei den Banken deponiert, sondern zu Hause gehortet. Sie helfen der Familie im System D zu überleben. Geplant wird bis morgen, dann wird man weiter sehen. Dem Land gehen auf diese Weise Milliarden ver-

loren. „Wir befinden uns in einer gefährlichen Sackgasse“, sagt Momar Comba Diop, Sozialwissenschaftler am „Institut Fondamental de l’Afrique Noire“, IFAN. „Wir leben inzwischen in einem System des Neokolonialismus. Die Wirtschaft hier wird bestimmt von der Weltbank und von den großen französischen Unternehmen. Die senegalesischen Unternehmer haben gar nichts davon. Und das, was im informellen Sektor an Wirtschaft betrieben wird, ist reine Basar-Kultur“.

Die internationalen Geldgeber setzten Großes voraus. Das Bildungswesen und die Gesundheitsversorgung sollten sich weiterentwickeln. Aber daraus ist nichts geworden. Nach wie vor sind in den ländlichen Gebieten 70% der Bevölkerung Analphabeten. Nur knapp über 60% aller Kinder können eine Schule besuchen. Und in den Krankenhäusern fehlen die notwendigen Materialien und Medikamente. „Ich habe in der letzten Woche neun Kinder sterben sehen“, erzählt mir Sarah. Sie arbeitet auf der Kinderstation des Hopital Dantec. „Hätte ich die richtigen Medikamente gehabt, ich hätte sie retten können. Aber Medikamente verschwinden hier sofort“. Sie hat beobachtet, dass sich Schwestern und Pfleger Medikamente in die eigene Tasche stecken. Im Ernstfall werden sie unter der Hand an Patienten verkauft. Auch das ist das System D.

Eines ist trotz aller ökonomischen Schwierigkeiten geblieben: Die „Teranga“, die senegalesische Gastfreundschaft. Für einen Gast werden die letzten „Sous“ zusammengekratzt, damit er mit den Gastgeber Essen und Trinken kann. „Komm, setz dich zu uns“, heißt es dann, „mach es dir bequem und fühl dich wie zu Hause“.

Der Sengal steht vor einer Zerreißprobe. Ständig wird der Strom abgestellt. Die Studenten kämpfen auf der Straße für eine bessere Ausbildung, und in der bei Touristen beliebten Ferienregion im Süden des Landes, der Casamance, ist der Separatistenkrieg wieder aufgeflammt. Die Leidtragenden des von aussen kontrollierten Wirtschaftswachstums sind die „Mamadou Normalverbraucher“. Ihr Geld besitzt seit der Abwertung keine Kaufkraft mehr. Der Niedergang der klassischen Landwirtschaft zieht immer mehr junge Menschen in die großen Städte, in denen es immer weniger Arbeit und immer mehr Kriminalität gibt. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung im Senegal ist unter 20 Jahre alt. Mehr als die Hälfte dieser Bevölkerungsgruppe hat keinen Job. Das ist ein Grund dafür, dass die Religion, vor allem auch bei jungen Menschen, immer wichtiger wird. Im Wahljahr 1998 stehen die Parteien vor großen Herausforderungen. Die Bevölkerung hat das Vertrauen in die Politik verloren. Wie Moustapha mit seinem „Denker“, der jetzt den nächsten Touristen anspricht: „Das ist der Senegalese nach der Franc-Abwertung. Ich mache Dir einen guten Preis“.

## Der Wunsch nach dem Wechsel

„Es sind doch seit Jahren die gleichen, die da oben sitzen und uns regieren. Ich habe genug davon“. Niang klingt resigniert. Es ist Wahlkampf im Senegal. In drei Wochen wird ein neues Parlament gewählt. Niang befürchtet, das es mal wieder so ausgeht, wie immer. Seit 1970 leitet Abdou Diouf die Staatsgeschäfte, und schon lange vorher, unter dem ehemaligen Staatschef Senghor, regierte die „Parti Socialiste“, die PS. Sie meint Niang, wenn er von „denen da oben spricht“. Oppositionsparteien sind seit 1976 zugelassen. Seitdem ist auch Abdoulaye Wade von der politischen Bildfläche nicht mehr wegzudenken. Er ist Chef der „Parti Démocratique Sénégalais“ (PDS), der „einzigen wirklichen Oppositionspartei“, wie er selber sagt. Wade, das Urgestein, inzwischen 73 Jahre alt, will auch in diesem Jahr wieder versuchen, aus der ewigen Opposition herauszukommen. 18 Parteien stehen zur Wahl. Seit kurzem gibt es für Diouf und Wade eine ernste Herausforderung. Djibo Leïti Kâ, früher Mitglied der Regierung, sogar Ziehkind von Abdou Diouf, verließ mit einigen Parteikollegen unvermittelt die PS, um eine eigene Partei zu gründen. Jetzt sieht man ihn in Siegerpose auf zahlreichen Wahlplakaten, die glauben machen wollen, dass „Le Renouveau – Die Erneuerung“, der Schlüssel zur Veränderung sein soll. Niang mag auch daran nicht so recht glauben. Die Veränderung wird vom Volk geradezu beschworen. „Sopi“ heißt Wechsel und ist eines der magischen Worte, in diesen Wochen vor der Wahl. Das zweite Schlüsselwort heißt „Fraude“ und bedeutet Betrug. Wahlbetrug. Glaubt man Abdoulaye Wade, hätte er schon die letzten Wahlen gewonnen, hätte Dioufs Partei nicht massiv gepfuscht. Es ist wieder soweit. Mai 1998. Jeden Tag füllen „Fraude“ –Geschichten und –gerüchte die Titelseiten der Tagespresse, und die Sendungen der oppositionellen Privatradios. Wahlkarten sollen gefälscht worden oder einfach verschwunden sein. Falsche Ausweise und Führerscheine sind im Umlauf. In den Computern suchen zahlreiche Senegalesen ihren registrierte Namen, vergeblich. Statt dessen finden sie die Namen von Toten oder Säuglingen.

Niang hat seine eigenen Erfahrungen mit der „Fraude“ gemacht. „Vorgestern kam ein Freund zu mir“, sagt er. „Er hat mir 10.000 Francs CFA geboten, damit ich ihm meine Wahlkarte überlasse!“ 10.000 Francs CFA, das sind rund 30 Mark. Für viele Familien ist das mehr, als sie in einer Woche verdienen können. Ein kleines Vermögen, cash auf die Hand. Auch für Niang ist das viel Geld. Aber er hat abgelehnt. „Mein Freund hätte mit seiner Karte die PS gewählt. Es ist ein Skandal, was in diesem Land gerade abläuft. Stell dir mal vor, er geht zu einer Mutter, die gerade nicht weiß, wie sie den Reis und den Fisch für ihr „Thieboudienne“ bezahlen soll – ist doch klar, wie sie sich entscheidet. Ich will, dass sich hier etwas ändert. Ich werde selbst wählen“.

Am Eingang des Betriebshofes des öffentlichen Busunternehmens SOTRAC sitzen etwa 60 Männer und Frauen. „Wir wollen unser Geld“, haben sie an die Mauer geschrieben. Sie streiken. Seit vier Monaten haben sie ihren Lohn nicht bekommen. Man munkelt, die Regierungspartei habe sich mit den Kosten für den Wahlkampf übernommen, so dass jetzt kein Geld mehr da sei, um die eigenen Arbeiter zu bezahlen. Streik bei öffentlichen Verkehrsmitteln gibt es regelmäßig, das Problem ist immer das gleiche.

Der Schulhof im Dakarer Stadtviertel HLM 4 B. Ein sandiger Platz, von der Straße abgetrennt durch eine Mauer. In der Mitte ein großer Baum. In seinem Schatten sitzen vier Männer auf einer Bank, ein paar andere stehen zusammen und diskutieren. In dieser Schule sollen sie ihre Wahlkarten abholen, und seit drei Tagen ist der zuständige Beamte nicht aufgetaucht. „Seit Tagen nehme ich mir ein paar Stunden frei“, sagt ein Mann nachdenklich, „und immer ist es umsonst. Ich will doch demokratisch wählen. Manchmal schäme ich mich ein bisschen, hier im Senegal zu leben. Seit Jahren versuchen sie hier eine Demokratie einzurichten, aber es funktioniert einfach nicht. Ich glaube, die da oben sind schon zu lange die gleichen“. Der Wahlbeamte kommt auch heute nicht.

Und trotz allem sollen es in diesem Jahr die demokratischsten, transparentesten Wahlen seit der Unabhängigkeit werden. Zum ersten Mal gibt es bei den Parlamentswahlen ein unabhängiges Kontrollgremium, die ONEL (Observatoire national des élections législatives). 165 Mitarbeiter sollen eine durchschaubare, demokratische Wahlabwicklung sichern, „Fraude“-Vorwürfen nachgehen. Sie haben schon vor der Wahl alle Hände voll zu tun. „Wir tun alles, damit die Wahlen transparent sind“, sagt der ehemalige General Mamadou Niang, Präsident der ONEL. Er hat den Status eines neutralen Beobachters, denn senegalesische Militärs, egal ob im Dienst oder in Rente, können weder wählen, noch gewählt werden.

„Die ONEL ist ein großer Fortschritt in der Wahlgeschichte des Senegal. Sie gibt ein bisschen von dem verlorenen Vertrauen zurück“, sagt Penda Mbow. Sie lehrt Geschichte an der Universität Cheikh Anta Diop in Dakar. „Die demokratischen Institutionen sind doch ansonsten nur leere Hüllen. Wenn man zum wiederholten Mal sieht, dass eine Wahl zu nichts führt, dann gibt man irgendwann eben auf.“

### **Zwischen Meetings und Marabouts – Der Wahlkampf**

Gedränge auf dem großen Platz vor dem Hafen von Dakar. Die Sonne brennt unerbittlich vom wolkenlosen Himmel. Tausende sind dem Aufruf der Regierungspartei gefolgt, am „Megameeting“ der „Parti Socialiste“ teilzunehmen. Ousaman Tanor Dieng, Spitzenkandidat der Partei, wird zum Volk sprechen, zum

letzten Mal, bevor an den Urnen eine Entscheidung getroffen wird. „Comité d'organisation du Megameeting“ steht auf den Anstecknadeln der Ordner, die inzwischen einige Mühe haben, die aufgeheizte Menge zu kontrollieren. „Meetings“ heißen die bunten Werbeveranstaltungen der 18 Parteien. Seit Wochen touren ihre Vertreter in alle Regionen des Landes, damit jeder sie sehen kann. Politik zum Anfassen. So wollen es die Senegalesen, das hat eine Studie der Universität St. Louis ergeben.

Bei den „Meetings“ der letzten Wochen gab es Tote und zahlreiche Verletzte. Die Stimmung wird vorher gründlich aufgeheizt. „Meetings“ beginnen niemals pünktlich, sondern immer so spät, dass die Frauen, die der Partei nahestehen, Zeit haben mit einem bunten Fest die Menge in Stimmung zu bringen. „Wir sind Menschen des Tanzes, deren Füße Kraft bekommen, wenn sie den harten Boden stampfen“, so beschrieb der Ex-Präsident und Schriftsteller Leopold Sédhar Senghor den Tanz auf seine poetische Art und Weise. Die Parteien hoffen, dass auch sie durch den Tanz der Frauen Kraft bekommen, ihr Volk zu überzeugen. Das ist in diesen Tagen nicht leicht. Die Polizei hat eine Eisenbarriere aufgebaut, um die Ehrentribüne, auf der Ousman Tanor Diengs Rednerpult bereitsteht, abzuschirmen. Die Menschen harren seit fast vier Stunden auf dem Platz aus, die Masse tobt. Dann fährt „Tanor“, begleitet vom Geheul zahlreicher Sirenen, vor. Gut gesichert durch breitschultrige Bodyguards mit Militäranzügen, Spiegelsonnenbrillen und Handys betritt er die „Meetingarena“. Jetzt gibt es kein Halten mehr. Die Barrieren fallen, Menschen stolpern übereinander. Ich wundere mich, dass keine Panik ausbricht. Alle wollen in seiner Nähe sein. Zwei Minuten spricht der Mann, auf den alle gewartet haben, zum Volk, dann zieht er unter tosendem Beifall wieder zu seiner klimatisierten Limousine, steigt ein und fährt zum nächsten Termin. Danach löst sich die Menge auf, als sei nichts gewesen.

Der Marktplatz in Rufisque bietet ein ähnliches Szenario. Hier spricht der Vertreter der großen Oppositionspartei, Abdoulaye Wade. Bevor der mit seinem Diskurs beginnt, betet er einige Koranverse. Das haben sie sich immer mehr angewöhnt, die Politiker. Religion ist vielleicht kein Opium fürs Volk, aber sie ist der wichtigste Faktor in ihrem Leben. Ohne die Grundlage Religion könnten auch die Politiker nicht überleben. Ingeheim hoffen sie, damit auch die Vertreter der religiösen Bruderschaften auf ihre Seite zu ziehen. Aus Erfahrung wissen sie, dass eine Empfehlung des Marabout ihren Wahlsieg bedeuten kann.

Das war noch eine schöne Zeit für Abdou Diouf, als er sich der Unterstützung der Marabouts gewiss sein konnte. In schöner Regelmäßigkeit verkündete der große Khalif von Touba seinen „Ndigel“ zur Wahl. Die Talibés folgten und wählten Abdou Diouf. Inzwischen hat sich einiges verändert. Der neue Khalif der Mouriden, Serigne Saliou Mbacké, interessiert sich weniger für die Politik. „Meetings“ in der heiligen Stadt hat er streng verboten, und einen „Ndigel“ spricht er nicht aus.

„Die Marabouts sind schlauer geworden“, sagt Boubacar Kanté, Rechtswissenschaftler an der Universität St. Louis und im Spitzengremium der Wahlkontrollorganisation ONEL. „Sie wissen, dass die Wahlen trotz allem immer demokratischer werden, dass es tatsächlich immer weniger Möglichkeiten gibt, zu pfuschen. Sie wissen auch, dass sie für eine direkte Wahlempfehlung verantwortlich gemacht werden können. Und sie können sicher sein, dass die Politiker nach wie vor bei jeder großen Entscheidung nach Touba oder Tivaouane fahren, um den Segen für ihr Vorhaben zu bekommen. Sie haben ihre Strategie verändert und legen sich einfach nicht mehr fest“.

Tatsächlich fahren die Staatskarossen oft in die heiligen Städte. Djibo Ka, der abtrünnige Ex-Minister der PS, wurde unter großem Interesse der Öffentlichkeit beim Marabout der Mouriden in Touba gesehen, kurz bevor er das Regierungsbündnis verließ, um mit seiner eigenen Partei in den Wahlkampf zu ziehen.

Inzwischen haben sich die Marabouts auch andere Möglichkeiten der Einflussnahme geschaffen. Mit Handy und Laptop findet man sie an den Schnittstellen zwischen Politik und Wirtschaft. „Marabout Mondains“ nennt man diese neue Generation, die sich geschickt zu Strippenziehern in politischen und wirtschaftlichen Unternehmen gemacht hat. Die Bedeutung der Marabouts bei den Wahlen ist nach wie vor da, aber immer schwerer zu durchschauen.

## **Der Wahltag**

Dakar, 24. Mai. An den Kassen des Riesenstadions Iba Mar Diop drängen sich die Menschen. Sie wollen keine Karten für ein Fußballspiel kaufen, sondern ihre Wahlkarten abholen. Ich bin mit einem Reportage-Team von „Sud FM“ dabei. „Sud FM“ ist die größte, private Radiostation im Senegal und zur Zeit einer der am meisten gehörten Radiosender im Land. Seit fast vier Wochen arbeite ich dort, und von Anfang an haben mich meine Kollegen wie eine von ihnen behandelt. Mein Kollege Birima Fall und ich sind „Mannschaft 5“. Aus sechs Wahlbezirken werden wir über den Tag hinweg live berichten. Heute sind alle Kollegen ausnahmslos im Einsatz. Alle sind ausgeflogen, in die verschiedenen Stadtteile Dakars und in die Regionen des Landes. Alle stehen jetzt auf Schulhöfen, in Klassenzimmern, beobachten, fragen, analysieren und berichten. Vier Wochen Wahlkampf liegen hinter uns, vier Wochen durcharbeiten, ohne einen einzigen freien Tag, in einem Studio, in dem es überall an Material fehlt.

Die Menschen stehen Schlange vor den abgeschabten Türen einer Schule im Stadtteil Gibraltar. Auf dem sandigen Schulhof und in den Schulklassen, in denen sonst Kinder Lesen und Schreiben lernen, drängen sich heute ihre Eltern und Großeltern. Viele Menschen halten sich kleine Transistorradios ans Ohr. Das Radio ist das Medium Nummer 1, erst recht seit man im Senegal zwischen meh-

renen Sendern wählen kann. Vor 5 Jahren war das undenkbar. Die Privatradios haben aufgeholt. „Sud FM“ war die erste Radiostation, die überregionale Informationen in französischer Sprache, aber auch in Wolof gesendet hat. Inzwischen sind andere nachgezogen. Sehr zum Verdruss der Regierungspartei, die bei ihrem staatlichen Haussender RTS penibel darauf achtet, dass keine Kritik über den Äther geht. Ein Mann spricht uns an: „Ihr müsst mal da rüber, in die Schule gehen. Da gibt es Probleme mit der Tinte. Das müsst ihr mal berichten. Sonst wird doch wieder derselbe Pfusch betrieben, wie beim letzten Mal“.

Die, die ihre Stimme abgegeben haben, erkennt man an ihrem leuchtend pinken Zeigefinger. Den nämlich muss jeder Wähler in einen Topf mit Tinte tauchen, die man nicht entfernen kann. In die Kabine geht jeder mit 18 Wahlzetteln. Der „richtige“ Zettel kommt in den Umschlag, 17 andere werden weggeworfen. Noch Monate später werden die Brotverkäufer in ihren kleinen Holzbuden die Baguettes in Wahlzettel einwickeln.

Wir folgen dem Rat des aufmerksamen Hörers und gehen in die andere Schule. Dort ist der Schulhof für die Menschenmassen viel zu eng. Stimmen werden laut, zwei Leute streiten sich, es kommt zu einem Gerangel. Ein empörter Wähler kommt aus dem Waschraum. „Da, siehst du, ich habe mir gerade die Hände gewaschen. Die Tinte ist weg. Das ist „Fraude – Betrug“. Die Mitglieder des unabhängigen Wahlkomitees sind unterwegs, um neue Tinte zu besorgen, aber das kann dauern. In einem anderen Raum gibt es Ärger, weil ein falscher Pass entdeckt wird.

Im Klassenraum 4 kommt ein alter Mann, nachdem er seine Stimme abgegeben hat, zum zweiten Mal herein. „Ich möchte gerne noch einmal wählen“, sagt er. Die Vorsitzende des Wahlbüros und die Vertreter der ONEL versuchen ihm zu erklären, dass das nicht geht. Der Mann sieht sie verständnislos an: „Aber das habe ich bei den letzten Wahlen doch auch immer gemacht“.

Wir treffen Abdoulaye Wade in seiner schattigen, gut klimatisierten Villa im Nobelviertel Point E. Der in einen blauen Boubou gekleidete, ewige Oppositionelle ist in seinem Element. „Diese Regierung ist schon wieder dabei, uns zu betrügen“. Längst hat er über das Radio von den vereinzelt Problemen gehört. „Die Tinte ist abwaschbar, die Büros haben viel zu spät aufgemacht, Wahlzettel fehlen“. Er zählt die Unregelmäßigkeiten auf, die im Laufe des Vormittags bekannt geworden sind. Wieder ist von „Fraude“ die Rede. Er kritisiert Staatschef Abdou Diouf, der am Morgen unter großem Aufwand und großem Medieninteresse in einer Schule gewählt hat. Das sei Wahlkampf. Diouf habe damit verbotenerweise die Wahlkampagne verlängert. Er selbst ist optimistisch, dass er der Sieger der Wahlen sein wird.

In der Parteizentrale der „Parti Socialiste“ herrscht schon am frühen Nachmittag Partystimmung. Man gibt sich siegessicher. Musik kommt aus großen Lautsprechern, die Vorbereitungen für die Wahlparty am Abend laufen schon,

obwohl es noch nicht einmal vorläufige Ergebnisse gibt. Wir werden in ein Besprechungszimmer geführt und dürfen in einer bequemen Sitzecke Platz nehmen. Man bringt uns eisgekühlte Cola, Wasser, Kaffee und eine große Dose mit Keksen. Die Partei hat Geld und zeigt es auch. Wir sprechen die Parteifunktionäre auf die Vorwürfe von Wade an. „Das ist typisch für ihn. Aber offen gesagt: Ihr bei Sud FM tut auch immer so, als sei die PS der einzige große Wahlbetrüger. Eure Berichterstattung ist wirklich einseitig. Eigentlich ist es nämlich die PDS, die betrügt“.

Den Vorwurf der einseitigen Berichterstattung lässt Birima nicht auf sich sitzen, denn gerade bei Sud FM wird auf Ausgewogenheit und Diskurs viel Wert gelegt. Man diskutiert ein bisschen, bestimmt, aber höflich, wie es üblich ist im Senegal. Nichts ist so wichtig, wie der Dialog. Selten gehen Menschen im Streit auseinander, ohne eine Lösung gefunden zu haben. Sie bringen sich immer Respekt entgegen, auch am Wahltag.

Hochrechnungen kommen an diesem Tag von uns, den Journalisten. Die Wahlhelfer zählen die Stimmen per Hand aus. Militärs bewachen die fest verschlossenen Türen, keiner kommt dort hinein. Die Anzahl der Stimmen wird in vorgedruckte Tabellen eingetragen, und sobald wir die ersten Ergebnisse in den Händen halten, wird live berichtet.

## **Das Ergebnis**

Die endgültigen Wahlergebnisse werden erst Wochen später bekanntgegeben. Die PS hat erkennbar die meisten Stimmen. Doch vor allem im Großraum Dakar hat sie einige Bezirke verloren. Im Viertel HLM 4B hat sie keine Mehrheit bekommen. Abdoulaye Wade hat unter anderem in Touba die meisten Stimmen erhalten. Er hatte dort einen Marabout als Kandidaten aufgestellt. Das bringt Punkte. Die Regierungspartei musste empfindliche Dämpfer hinnehmen. Ihr Abtrünniger Djibo Ka fuhr ein fulminant gutes Ergebnis ein. „Es ist ein Schritt in die richtige Richtung“, meint Birima, „wir sind auf dem Weg, eine Demokratie zu werden.“

In den Wochen nach der Wahl wird noch viel über das Ergebnis diskutiert. Abdoulaye Wade und sechs andere Oppositionsparteien wollten die Wahl für ungültig erklären. Mamadou Diop, Bürgermeister von Dakar und Kandidat der PS, weigerte sich, anzuerkennen, dass er von den politischen Gegnern in manchen Bezirken der Hauptstadt aus dem Rennen geschlagen wurde. Die „Fraude“-Diskussion ist nach dem Wahltag noch lange nicht vorbei. Eines ist klar: Einen wirklichen Wechsel hat es nicht gegeben. Die PS bleibt die dominierende Kraft im Staat. „Aber“, so Boubacar Kanté von der ONEL, „das Bewusstsein des Wählers hat sich verändert. Sicherlich hat es Unregelmä-



Bigkeiten gegeben, aber sie kamen keinesfalls nur von Seiten der PS, sondern von allen Parteien gleichermassen. Ich glaube, sie hatten nicht einmal Einfluss auf das Endergebnis“. Im neuen Parlament hat die „Parti Socialiste“ nun 93 von 140 Sitzen, Abdoulaye Wade und seine PDS haben 23 Sitze gewonnen. Djibo Ka und seine „Renouveau“ sind nach ihrer „Wir sind der Schlüssel zum Wechsel“-Kampagne mit 11 Sitzen im Parlament vertreten. Damit steht in diesem Jahr fest: Es ist nicht mehr gottgegeben, dass die Regierungspartei immer an der Spitze steht. Zum ersten Mal haben die Wähler gesehen, dass ihre Stimme etwas bewirkt.

### **Ein Marabout im Parlament – Cheikh Adoulaye Dièye**

Sein schneller Einzug ins Parlament hat viele überrascht. Cheikh Abdoulaye Dièye, der Marabout, zog mit seiner Partei FSDBJ (Front pour le Socialisme et la Democratie – Benno Jubel) auf Anhieb ins neue Abgeordnetenhaus ein und stach damit viele der kleinen Parteien aus, die schon seit Jahren auf dem politischen Plan sind. Ich treffe Cheikh Abdoulaye Dièye in seinem Haus. In einem großen, kahlen Raum sitzen vier Männer auf dem Boden. Einer beginnt zu beten, ein anderer singt Koranverse. Dièye ist ihr Lehrer. Ein blendender Rhetoriker. Kenner sagen, er habe eine der besten Wahlkampagnen gemacht, aber auch eine der demagogischsten. Er ist ein sehr umstrittener Parlamentarier. Vor allem deshalb, weil er als spiritueller Führer einer Bruderschaft der in der Verfassung festgeschriebenen Trennung von Kirche und Staat entgegensteht, und zudem nur eine religiöse Minderheit vertritt. Er selbst sieht das anders. „Ich bin nicht als Mouride angetreten, sondern als Politiker. Ich setze mich dafür ein, dass die Grundwerte wieder in die Politik zurückgebracht werden. Außerdem haben mich nicht nur Mouriden gewählt, sondern auch Vertreter anderer religiöser Gruppierungen“. Er übt heftige Kritik an der Politik, in der immer mehr gelogen werde.

Für viele mag er eine Art letzte Rettung gewesen sein. Wie nie klammern sich die Menschen an die Religion, und damit hatte er als Marabout von Anfang an gute Karten. „Das Problem ist, dass die Menschen die Politiker nicht mehr ernst nehmen können. Sehen sie sich das Schauspiel doch an. Immer wenn sie etwas Wichtiges tun müssen, fahren sie nach Touba und nach Tivaouane, um sich den Segen ihres Marabout zu holen. Anstatt die Religion zum Ausgangspunkt ihres Handelns zu machen, handeln sie erst, und holen sich dann die spirituelle Genehmigung dafür. Die Religiösen werden von den Politikern missbraucht, sie werden als Zugpferde für eine bestimmte Wählerschaft gesehen, weil man sie, je nach Interesse, manipulieren kann. Dann benutzt man sie in der heißen Phase des Wahlkampfes, um sie anschließend

wieder fallen zu lassen. Ab ins Kämmerlein, zum Beten. Das ist doch unseriös“. Seine Worte klingen wie gedruckte Wahlbroschüren, er mustert mich mit einem direkten und doch ein bißchen abschätzigen Blick.

Dièye will zurück zur traditionellen senegalesischen Familie, ist ein Befürworter der Polygamie. Von dem 1972 eingeführten Gesetz zum Schutz der Familie hält er wenig. Das seien Werte aus der westlichen Welt, und dort könne man schließlich sehen, dass die gesellschaftliche Moral immer mehr verfallt.

Befürworter einer modernen Gesellschaft im Senegal sind skeptisch. Vor allem Frauenverbände befürchten, dass die Wahl von Cheikh Abdoulaye Dièye für die Durchsetzung ihrer Interessen einen Rückschritt bedeuten kann. „Frauen können sich jetzt scheiden lassen“, sagt er, „aber schauen Sie doch, wo das hinführt. Was wird aus den Kindern? Diese verlorenen Kinder gab es früher nicht. Wenn ein Staat ein neues Familienrecht einführt, dann muss er auch die Verantwortung tragen.“ Die traditionelle senegalesische Familie als Dreh- und Angelpunkt des Lebens – damit ist auch klar, welche Rolle der Frau in der Gesellschaft zukommt.

„Mit ihm kommen diese ganzen alten Fragen wieder hoch“, fürchtet Codou Bop, die an einem Frauenforschungsprojekt arbeitet. „Die Verbesserungen, die im Laufe der letzten zwanzig Jahre erstritten wurden, werden plötzlich wieder in Frage gestellt“. Tatsache ist, dass der Marabout in der Beliebtheitsskala der Bevölkerung sehr weit oben steht. Die Wähler halten ihm zugute, dass er sich im Wahlkampf und bei der Eröffnung der neuen Legislaturperiode vor allem in einem Punkt von anderen Politikern unterschieden hat: Er stellt das Volk und die Menschen in den Mittelpunkt, nicht das Geld und die Macht. Das hat es bei den etablierten Parteien schon lange nicht mehr gegeben, und damit ist er zwar ein konservativer, aber ein glaubwürdiger Politiker.

### **Cheikh Amadou Bamba Superstar – Pilgern zum großen Magal**

An der Nationalstraße 1 von Dakar nach Rufisque steht eine riesige Menschentraube. Mit großen Gepäcktaschen im Arm oder auf dem Rücken warten sie auf die selten gewordenen Transportmittel, die sie in die heilige Stadt Touba bringen sollen. Dort findet an diesem Wochenende das größte religiöse Ereignis des Jahres statt: Die große Pilgerfahrt des Magal. Drei Tage lang wird die Rückkehr des Sektengründers Cheikh Amadou Bamba aus dem Exil gefeiert. Ich sitze gemeinsam mit meinem Kollegen Khaly Seck und Ahmad, einem Zeitungskollegen, im Teamwagen von Sud FM. Aus dem Cassettenrekorder tönen Männergesänge. Es sind Lieder, die das Leben Cheikh Amadou Bambas besingen. Es klingt, als hätten sie sich in Trance gesungen, fremdartig für europäische Ohren. Der Magal zieht in jedem Jahr

weit mehr als eine Millionen Menschen aus dem Senegal und aus anderen islamischen Staaten an. In diesem Jahr werden 1,5 Millionen Pilger erwartet, mehr als je zuvor. Beobachtet man das Straßenszenario, erscheint das durchaus glaubwürdig. Schon wenige Kilometer hinter der Stadtausfahrt von Dakar geht auf den Straßen gar nichts mehr, und am Rand stehen immer noch Tausende und warten.

Khaly Seck, der als Radiokorrespondent über das religiöse Superereignis berichten wird, ist aufgeregt. Auch dem Kollegen der Zeitung merkt man die Spannung an: Beide sind selbst überzeugte Mouriden. Ich sitze mit gemischten Gefühlen auf der Rückbank. Wie wird es sein, wenn sich Millionen Menschen in einer einzigen Stadt drängen? „Der Magal ist unser größtes Fest“, begeistern sich meine Kollegen, „du wirst schon sehen, das ist wirklich etwas besonderes“. Daran habe ich schon länger keinen Zweifel mehr. Dann werden sie ruhig. Blättern beide im „Destinée du mouridisme“, einem Pamphlet, in dem die Grundsätze des Mouridismus und die große Bedeutung von Cheikh Amadou Bamba euphorisch beschrieben werden. Ich schaue aus dem Fenster. Alles, was vier Räder hat, ist mobil gemacht worden, um so viele Menschen wie möglich zu transportieren. Die blau-gelben Kastenwagen, die „Car Rapid“, sehen aus wie fahrende Sardinendosen. In einem Wagen, in dem man gedrängt 20 Personen unterbringen kann, sitzen und stehen jetzt bis zu vierzig Menschen. Auf dem Dach, wo normalerweise das Gepäck transportiert wird, sitzen sie dichtgedrängt, andere hängen sich einfach an die hinteren Türen, um dann stundenlang im Stau zu stehen oder eben zu hängen. Wir fahren an einem qualmenden Wrack vorbei, einer dieser völlig überladenen Kleinbusse ist einfach in den Graben gekippt. Ich denke an die Menschen auf dem Dach.....

In jedem Jahr gibt es Tote, aber das scheint an diesem Tag keine Rolle zu spielen. Riesige Transportlaster quälen sich durch die völlig verstopfte, stinkende Straße und verdecken zeitweise den Blick auf die imposanten Baobab-Felder. Auf den schmalen Kanten der meterhohen Seitenwände sitzen sie dichtgedrängt, wie auf Pferderücken. Ein Zustand, den man nach meinem westeuropäischen Empfinden nicht mal eine Viertelstunde aushalten kann, ohne fürchterliche Schmerzen zu bekommen oder irgendwann einfach runterzufallen. Die großen Transporter werden hier „Où sommes nous? – Wo sind wir?“ genannt. Die Menschen, die im Inneren zusammengepfercht sitzen, sehen während der ganzen Fahrt nur den Himmel. Deshalb fragen sie immer wieder, wie weit sie inzwischen schon gekommen sind. Die Wagen gleichen überfüllten Viehtransportern. Parallel zur Straße verläuft die Eisenbahnlinie, auf der normalerweise Erdnüsse transportiert werden. Heute schleppt sich dort ein Zug entlang, den man kaum noch als Zug erkennen kann. Pilger quellen aus Fenstern und Ladeluken, das Dach ist eine schwarze Menschenmasse, und

in den Zwischenräumen, die zwei Waggon voneinander trennen, ist kein Millimeter Platz mehr. Auch dort drängen sich die Pilger, festgeklammert an allen greifbaren Vorsprüngen. Auf der Gegenfahrbahn kommen die leeren Fahrzeuge zurück, die die ersten Massen in Touba abgeladen haben. Sie fahren jetzt wieder nach Dakar, um die zu holen, die dort immer noch warten.

Trotz allem sehen die Pilger glücklich aus. Sie lachen, scherzen miteinander, treffen sich. Sie sind vereint in dem festen Willen, auch in diesem Jahr wieder mit dabei zu sein. Touba ist in diesen Tagen eindeutig die Hauptstadt des Landes. Wer zum Magal in die Stadt kommt, wird untergebracht und gepflegt. In unserer Unterkunft, einem großen Haus im Stadtzentrum, wohnen an diesem Wochenende fast 300 Menschen. „Herzlich Willkommen“, begrüßt mich der Hausherr, ein sehr zurückhaltender Mann. „Wir freuen uns, dass sie gekommen sind, um mit uns den Magal und Cheikh Amadou Bamba zu feiern“. Überall in den Räumen und in allen Fluren liegen Matratzen. In einem der Zimmer hat Sud FM ein Studio improvisiert. Von hier aus wird die gesamte Berichterstattung gemacht. Ich sehe aus dem Fenster auf eine Straßenkreuzung, sie ist voll mit Abfällen.

Es ist fast unmöglich in die Nähe der weithin sichtbaren, prächtigen Moschee zu gelangen. Sie scheint in ein Menschenmeer gebaut zu sein. Die ganze Straße ist eine wogende Pilgermenge. Einmal mittendrin, hat man keine andere Wahl, als sich mitdrängeln zu lassen. Der Blick der Menschen ist merkwürdig verklärt. Viele singen, so wie ich es zuvor im Auto gehört habe. Schon tagsüber drängen Massen von Menschen zu den heiligen Gebetsstätten. Zur Moschee, zur Bibliothek, zum Friedhof und zu den Häusern der Marabouts. Allesamt Prachtbauten, wie ich sie bis dahin nirgendwo im Senegal gesehen habe.

Vor den Toren der Moschee sitzt ein Bettler neben dem anderen. Ihre Körbe sind randvoll mit Silbermünzen. Der Magal öffnet den Gläubigen Herz und Portemonnaie. Eine Frau, die vor mir im Gedränge steht, bricht in Tränen aus. Nicht aus Trauer, sondern aus religiöser Extase, wie man sie hier häufig beobachten kann. Den Blick völlig entrückt, einfach im vollkommenen Glück in Touba zu sein.

Am reichlich mit Gold verzierten Schrein des heiligen Cheikh Amadou Bamba, im Inneren der prächtigen Moschee, stehen Ordner, die dafür sorgen, dass die Pilger etappenweise hereingelassen werden. Die Gläubigen stürmen die Kammer regelrecht, wenn sie an der Reihe sind. Es regnet Geldstücke, die jeder Pilger beim Eintreten in den Raum wirft. Auf dem Boden sammelt sich ein Vermögen an. Mehrmals am Tag tragen die Ordner ganze Säcke voller Bargeld aus den heiligen Stätten heraus. Vergoldeter Glaube.

Ich habe mir für den Magal einen traditionellen Boubou anfertigen lassen. Der Stoff ist dick, die Hitze ist unbeschreiblich. „He, guck mal, die Toubab, sie hat einen Boubou an, willkommen beim Magal“, sagt ein kleiner Junge. Viele

begrüßen mich freundlich, sie freuen sich ehrlich, dass ich ihr größtes Ereignis mit ihnen teile, Interesse habe, an dem, was sie am meisten bewegt. Ich habe inzwischen einen Punkt erreicht, an dem ich nichts mehr aufnehmen kann. Ich bin einem Kreislaufkollaps nahe. Der Magal überfordert die Sinne. Überall Menschen, festlich gekleidet. Die Geräuschkulisse bilden ihre Gesänge, ihre Gebete und das Geschrei der Markthändler, die am Rande das Geschäft ihres Lebens machen. Dazwischen hupende Autos, die einfach in die Menge hineinfahren. Es riecht nach Schweiß, Urin, Abgasen und Müll – und es gibt kein Entkommen.

Die Häuser der Marabouts sind marmorne Gemäcker. Die Luft wird den spirituellen Führern gleich von mehreren Seiten zugefächelt, während draußen eine nahezu mörderische Hitze herrscht und zu Eisblöcken gefrorenes Wasser reißenden Absatz findet. Die Menschen vor der Tür haben irgendwo in den Tiefen ihrer prächtigen Boubous unendlich viel Geld verborgen. Über die Summen redet niemand. Insgesamt sind es Milliarden. Sie tragen sie in die Häuser der Geistlichen, auch wenn sie selbst kaum etwas haben. „On contribue – wir tragen etwas bei“, das ist für sie die wahre Erfüllung. Haben sie einen Tag vorher noch gebettelt, stehen sie jetzt hier, um das erbettelte Geld demjenigen zu geben, der für sie eine Verbindung zu Gott herstellen soll. Durch den Marabout erhoffen sie sich den Zugang zum Paradies.

Vor der Pilgerfahrt habe ich Khaly Seck in seinem kleinen Zimmer mit den schimmeligen Wänden besucht und gefragt, ob es ihn nicht störe, dass der Marabout in unendlichem Luxus lebt und andere Menschen gar nichts haben. Er musterte mich mit einem Blick, der mir deutlich machte, dass man als Mitteleuropäer wirklich gar nichts verstanden hat. Wahrscheinlich stimmt das sogar. „Nein“, sagte er, „das muss so sein. Der Marabout braucht diese Umgebung, damit er seine Arbeit machen kann. Er muss sich jeden Tag die Sorgen der Talibés anhören, da ist es nur gerecht, wenn er sich um seinen materiellen Wohlstand keine Sorgen machen muss“. Auch Khaly hat zum Magal ein Vermögen mitgebracht. „Wenn ich meinen Beitrag leiste, dann hilft mir der Marabout später vielleicht ins Ausland zu kommen, wenn Gott es will. Oder er hilft einem Arbeitslosen, sich mit einer Boutique selbständig zu machen, und gibt ihm das Startkapital. Wenn dir jemand etwas gibt, dann wirst du sicher auch eine Möglichkeit finden, ihm etwas zu geben. Du wirst sicher auch noch eine Gelegenheit finden, mir etwas zu geben, für das, was ich im Moment für dich tue. Du kannst mir dein Cassettengerät geben. Das käme mir sehr entgegen“. Er sagt das nicht im Scherz. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Am letzten Tag, ein großer Teil der Pilger ist schon wieder auf dem Weg nach Hause, wird die Straße vor der großen Moschee weiträumig abgesperrt. Dann fährt unter dem Getöse heulender Sirenen eine Staatskarosse nach der anderen vor: Die offizielle Delegation macht dem großen Khalifen ihre Auf-

wartung. Lamine Cissé, der Innenminister des Landes, überbringt die Grüße des Präsidenten. Ein großer Teil des Kabinetts ist vor Ort, auch Abdoulaye Wade fährt vor. Gemeinsam mit den Vertretern der großen Familien des Landes empfangen sie den Segen des großen Khalifen. Damit wird die Pilgerfahrt endgültig zur eindrucksvollen Demonstration der religiösen Macht in einem Staat, der sich selbst als laizistisch bezeichnet. Es ist eben ein Land voller Gegensätze.

### **Touba, die heimliche Hauptstadt**

Touba ohne Pilger, die Straße ohne Stau. Erst jetzt wird mir bewusst, wie gut sie ausgebaut ist. Die große Moschee liegt vor uns. Seit Jahren ist das imposante Gotteshaus eine Baustelle. Die Moschee soll niemals fertig werden, weil jeder Khalif seinen eigenen Stil mit einbringen soll. Im Moment ist es Serigne Saliou M'Backé. Er hat tonnenweise teuersten portugiesischen Marmor importieren lassen, um damit die Außenfassade neu zu schmücken. Innen sind zahlreiche Wanderarbeiter aus mehreren afrikanischen Ländern dabei, komplizierte Ornamente in Gips zu weißeln. Anschließend sollen sie bemalt werden. Für den Bau der großen Moschee wurden im Jahre 1997 allein 300 Millionen Francs CFA gesammelt. Eine Reihe von Unternehmen hat sich zusammengeschlossen, um „einen Beitrag zu leisten“. Die Gesamtkosten werden auf weit mehr als 10 Milliarden Francs geschätzt. Hier scheint das ganze Geld zu sein, das dem Land sonst an allen Ecken fehlt.

Die Mouriden stellen ihrem Marabout den Mittwoch zur Verfügung. Früher fanden sich an diesem Tag tausende Gläubige auf den großen Erdnussfeldern der Mouriden ein, um einzig und allein für Gotteslohn zu schuften. Heute können sie am Mittwoch auch andere Tätigkeiten verrichten, solange sie nur der Gemeinschaft dienen.

„Bamba ist physisch nicht mehr da, aber seine Geschichte geht hier weiter“. Wir sind im Zentrum der studentischen Organisation mit dem komplizierten Namen Hizbuthutharkhiya. Am Rande von Touba betreiben sie ein imposantes Forschungs- und Lehrzentrum, das im ganzen Land seinesgleichen suchen muss. Eine geistige Elite, Lehrer, Rechtsanwälte, Ärzte, zieht hier die Fäden, im Dienst von Cheikh Amadou Bamba oder seines irdischen Vertreters, des großen Khalifen. Die Organisationsstruktur ist, wie in der gesamten Bruderschaft, streng hierarchisch. „Wir sind in verschiedenen Divisionen organisiert“, erklärt unser Fremdenführer beim Gang durch das gut abgeschottete Zentrum. Es gibt einen Hygieneservice, eine Abteilung für Finanzen, medizinische Versorgung, Kultur, Kommunikation, Ausbildung“. Über 300 kleine Talibés lernen in der hauseigenen Schule den Koran. Ihre Eltern geben sie für Jahre bedingungslos in die Hände der Marabouts, auch wenn sie von ihm zum Betteln auf die Straße

geschickt werden. Die Kinder haben gerade Pause. Kleine Kerle in bräunlichen Einheitsjacken, die ihnen am dünnen Körper herunterhängen. Ich will ein Foto machen, werde aber sofort zurückgepiffen. Fotografieren innerhalb des Gebäudes streng verboten. Wir kommen zu einem prachtvollen Gebäude, das anlässlich des 100. Magal vor drei Jahren errichtet wurde. Ein riesiger Rundbau, innen eine Halle mit großen Ohrensesseln, Büchern, Bildprojektoren, Gebets-teppichen. Zwei überlebensgroße Bilder von Cheikh Amadou Bamba dominieren den Raum. Nebenan stehen zwei Villen. Eine für Frauen, eine für Männer. Hier werden am Magal die Ehrengäste untergebracht. Sie haben einen Blick auf das luxuriöse Haus des großen Khalifen und eine eigene Moschee.

Die Anlage verfügt über eine moderne Großküche mit eigener Bäckerei und Metzgerei. Heute arbeitet hier niemand. Vor kurzem, bei der großen Pilgerfahrt, waren hier hunderte Menschen mit der Verpflegung der Gläubigen beschäftigt. In einem großen Hof kochen sieben Frauen in riesigen, gusseisernen Kochtöpfen das Essen für die Talibés und für die anderen Personen im Haus. Beim Magal waren im gleichen Hof 300 Kochtöpfe der gleichen Größe im Einsatz. Tausende Menschen wurden von hier aus versorgt.

Rund um die Stadt sind viele Baustellen entstanden. Touba expandiert. Viele Senegalesen bauen hier ein Ferienhaus, statt an der Küste. Zur Zeit wird ein eigener Flughafen geplant. „Radio Touba“ soll schon bald auf Sendung gehen und ein riesiges, eigenes Krankenhaus ist im Bau. Touba ist eine Stadt im Aufbruch. Betrachtet man die Reichtümer, die hier in den Aufbau einer intakten Infrastruktur gesteckt werden, hat Touba Dakar schon heute den Rang abgelaufen.

## **Frauen im Senegal**

Eine schwerverletzte Frau wird ins Hôpital Dantec eingeliefert. Sie hat Knochenbrüche und mehrere Wunden. „Nicht bestimmbare Unfallursache“ steht in dem Krankenhausbericht. Ulrike Schmidt, Ärztin im Praktikum aus Berlin, hat Dienst an diesem Tag. „Wir haben erfahren, dass diese Frau die dritte Ehefrau einer Familie ist. Es hat Streit gegeben. Aber das dürfen wir in dem Bericht nicht schreiben. Offiziell ist sie verunglückt“.

Fatou ist 22 Jahre alt, studiert Englisch an der Universität Cheikh Anta Diop. Ihr Vater sitzt den ganzen Tag zu Hause und betet. In diesen Tagen feiern sie den Gamou, den Geburtstag des Propheten. Dann pilgern, wie beim Magal, die Gläubigen nach Tivaouane. Die ganze Familie ist an diesem Tag versammelt, arbeiten sieht man vor allem die Frauen. Es ist eine unüberschaubare Gruppe von etwa vierzig Menschen. Fatou stellt mir zuerst ihre Mutter vor, dann eine andere Frau: „Das ist die zweite Frau meines Vaters“,

sagt sie. Ich frage sie, ob sie es sich vorstellen könne, eine von zwei Ehefrauen zu sein. „Nein“, lacht sie. „Ich wäre viel zu eifersüchtig“. Ich frage sie, was sie tun könne, wenn ihr Mann sie vor vollendete Tatsachen stellen würde. Würde sie ihn verlassen? „Nein, verlassen kann ich ihn deswegen nicht“, gibt sie zu, „nicht wegen einer zweiten Frau“.

Marie ist 19 und bildhübsch. Zur Zeit ist sie arbeitslos. Manchmal kann sie als Kleidermodel bei Modeshows arbeiten. Früher jobbte sie in einem libanesischen Restaurant. Bis der Besitzer sie vor die Wahl stellte. Entweder sie geht mit ihm ins Bett, oder sie ist ihren Job los. Marie zog es vor, den Job aufzugeben. Jetzt arbeitet dort eine andere junge Frau. Marie lebt allein mit ihrer Mutter. Ihr Vater hatte drei Ehefrauen, ihre Mutter war die „Dritte“ und todunglücklich dabei. Sie ließ sich scheiden. Für Marie steht seitdem fest, dass sie nur einen Mann mit modernen Einstellungen heiraten wird. „Für meine Mutter war das eine Qual“, sagt sie, „bei mir soll es einmal besser sein“.

Bis zu vier Frauen darf ein senegalesischer Mann heiraten, wenn es nach dem Koran geht. Voraussetzung ist, dass er sie alle ernähren kann und alle gleich gut behandelt. Viele Frauen kennen eine andere Realität. Ich treffe Codou Bop. Sie koordiniert die Arbeit der Forschungsgruppe „Grefels“, die die Situation der Frauen unter muslimischem Recht untersucht. Die Polizei in Kaolack hat eng mit ihnen zusammengearbeitet. Sie waren bei Gerichtsprozessen dabei, haben Zeitungen analysiert und festgestellt: Die Gewalt gegen Frauen im Senegal hat zugenommen, aber keiner will darüber sprechen. „Es gibt Vergewaltigungen. Frauen werden geschlagen und übel zugerichtet. Aber selbst wenn die Polizei eingreift und der Sache nachgeht, selbst wenn die Fälle vor Gericht landen: Geregelt werden solche Verbrechen nicht von der Justiz. Die Familien machen das unter sich aus“, erklärt Codou Bop, „damit keiner das Gesicht verliert. Welche Konsequenzen das letztendlich für die Frauen hat, will dann keiner mehr wissen. In den seltensten Fällen lösen sich die Probleme zu ihren Gunsten. „Sutura“ bezeichnet einen der Grundwerte im Senegal: Den Schein wahren. Gäbe eine Frau zu, dass ihr Mann sie schlecht behandelt, könnte das auf sie selbst zurückfallen. Vielleicht verdient sie es so? Vielleicht kann sie ihre Kinder nicht ernähren? Nur eins von vielen Problemen, mit denen sich die Forschungsgruppe beschäftigt.

Tausende Mädchen, die genaue Zahl ist nicht bekannt, werden jährlich auch im Vorzeigestaat Senegal immer noch beschnitten. Die grausame Zeremonie findet in abgelegenen Dorfhütten statt, meist durchgeführt von den älteren Frauen des Dorfes oder der eigenen Großmutter. Viele Kinder sterben an Infektionen, denn die „Operation“ wird meist ohne Betäubung und Desinfektionsmittel durchgeführt. „Wir haben die Männer darauf angesprochen“, sagt Codou Bop, „sie ziehen sich einfach aus der Affäre. Mit dem Argument: „Das machen doch die Frauen, wieso sollen wir dann daran schuld sein?“



Aber gerade in ländlichen Gebieten ist eine unbeschnittene Frau nicht gesellschaftsfähig, sie kann nicht verheiratet werden. Das aber ist zum Überleben notwendig, die Familien haben aus ökonomischen Gründen keine andere Wahl. Ein Bewusstsein für die gesundheitlichen Risiken gibt es in den ländlichen Gebieten nicht. Das niedrige Bildungsniveau dort, die Tatsache dass über 70% der Frauen nicht einmal lesen können, macht es schwierig, Aufklärung zu betreiben. Und bei den Männern und den Marabouts in den Dörfern fehlt das Verantwortungsgefühl. In der Nähe von Kaolack hat es eine Frauengruppe mit Hilfe von „Grefels“ geschafft, das Bewusstsein so zu verändern, dass sich das gesamte Dorf jetzt kollektiv gegen die Beschneidung gewandt hat. „Die Situation ist besser geworden, in den letzten zwanzig Jahren, aber es gibt noch viel zu tun“, sagt die kämpferische kleine Frau. „Vor allem muss der Staat eingreifen für seine Frauen, auf denen viel zu oft die gesamte Last der Erziehung und Ernährung der Familie liegt. Wenn der Staat nicht dafür sorgt, dass das Bildungsniveau ansteigt, dann werden wir diese Probleme ewig haben. Die Menschen müssen sich doch erst einmal bewusst werden können, was mit ihnen passiert“. Solange sich an der Bildungssituation im Staat nichts ändert, setzt Codou Bop auf gezielte Aufklärungskampagnen. Denn die Einschulungsraten, die der Senegal heute vorzuweisen hat, sind alles andere als ermutigend.

### **Das Dorf am Rande der Wüste**

Endlos zieht sich die staubige Straße hinauf in den kargen Norden des Senegal. Seit acht Stunden bin ich unterwegs und habe schließlich nur noch einen Wunsch: Einfach irgendwann ankommen. Mein Ziel ist das Dorf Medina Ndiatebe, das nur noch wenige Kilometer von der mauretanischen Grenze entfernt ist. Je weiter wir nach Norden kommen, desto karger wird die Landschaft. Den letzten Hinweis auf so etwas wie Zivilisation habe ich vor vier Stunden in St. Louis gesehen, sieht man von dem großen Werbeplakat mit dem Marlboro-Mann einmal ab, das in dieser Umgebung mehr als grotesk erscheint. Die heiße Luft verschlägt mir den Atem, als der Kleinbus einen Zwischenstopp macht. Ich steige aus, und muss mich sofort wieder setzen. Schwer vorzustellen, dass man dieses Klima länger als einen Tag überstehen kann. Ein Mann steigt zu, nachdem er eine lebendige Ziege auf das Dach des Busses gebunden hat, auf dem sich meterhoch das Gepäck türmt. Weiter geht's. Ich sitze direkt an der offenen Türe, dort wo der Boy Fahrgeld kassiert und Passagiere einlädt. Plötzlich fängt es an zu regnen. Das zumindest denke ich im ersten Moment, als mir Wassertropfen ins Gesicht spritzen. Ein Blick nach draußen zeigt mir: Regen kann das nicht sei. Der Boy ist außer mir der ein-

zige, der auch etwas abbekommt. Er riecht an seinen Fingern. Mein Verdacht bestätigt sich, als ich die gelben Flecken auf meinem T-Shirt sehe: Ich werde von der Ziege auf dem Dach bepinkelt. Schicksalsergeben warte ich auf das Ende dieser Reise. Nach einer weiteren Stunde Fahrt durch die endlose Step-  
penlandschaft sieht man sie endlich: Die große Wasserpumpe, die das ganze Dorf dominiert. Ich bin angekommen.

### **„Das kann nur der Marabout entscheiden“**

Wir sitzen auf einer Bastmatte unter dem Schatten eines Baumes, der die aller-schlimmste Hitze nur notdürftig abhält, im Hof einer bescheidenen Lehmhütte. Mamadou hat mich eingeladen. Engagiert betreut er im Dorf mehrere Projekte. Er will die Entwicklung in der kargen Region voran bringen. Der Empfang bei ihm ist warm und herzlich, trotzdem sieht Mamadou immer traurig aus. In den Tagen meines Aufenthaltes im Dorf habe ich ihn nicht ein einziges Mal lachen sehen. Er gehört zur Familie des großen Dorf-Marabouts, der auch überregional sehr einflussreich sein soll. In der Gegend des Fouta überwiegt die Bruderschaft der Tidjanen. Mamadou will mir helfen, einen Termin beim Marabout zu bekommen. „Was willst du genau wissen? Ich muss seinem Sohn deine Fragen übermitteln, dann sagt er uns, ob wir einen Termin bekommen können“. Es ist schwierig. Eigentlich möchte ich wissen, welche Aufgaben ein Marabout in einem solchen Dorf hat, wer zu ihm kommt, wo er die Anliegen der Region und des Dorfes sieht. Am Mittag bekommen wir einen Termin beim Sohn des großen Marabouts. Bei ihm werde ich „vorbesichtigt“. Es sind ein paar hundert Meter bis zu seinem Haus, aber bei der Hitze kommt es mir vor, wie ein nicht enden wollender Gewaltmarsch. Ein schmaler Sandweg führt dorthin, vorbei an einer hübschen, gelben Moschee. An ihrem Fundament sitzt ein Talibé mit einer Holztafel in der Hand und singt versunken einen Koranvers. Je näher wir dem Haus kommen, desto mehr Talibés sitzen am Straßenrand. Wir nähern uns einem riesigen, für die Verhältnisse des Dorfes sehr luxuriösen Haus. Hier wohnt der Sohn, gemeinsam mit seinen drei Frauen. Hier wird auch der Koran gelehrt, im Hof sitzt eine Gruppe von jungen Männern und schreibt Verse auf Holztafeln. Fast eine Stunde warten wir in einem mit dicken Teppichen ausgelegten Raum, in dem sich nichts außer einem großen Wandvorsprung befindet, der uns als Bank dient.

Der Sohn des Marabout ist ein korpulenter, breitschultriger Mann, der uns in Jogginghose und T-Shirt empfängt. Er spricht kein Französisch, oder will es nicht sprechen. In der Fouta-Region ist man auf die ehemaligen Kolonialherren nicht gut zu sprechen und vermeidet ihre Sprache wo immer es geht. Mamadou übersetzt. Er werde die Fragen an seinen Vater weiterleiten, sichert mir der

Sohn zu, mit der Bitte, am Nachmittag noch einmal zu erscheinen um endgültig zu klären, ob ich den Marabout sehen darf. Wer hätte gedacht, dass das so kompliziert ist? Ich frage Mamadou, ob er denkt, dass wir einen Termin bekommen. Er antwortet ernst: „Das kann nur der Marabout entscheiden“.

Der Marabout des Dorfes wohnt in einem riesigen Haus, weniger modern als das seines Sohnes. In einem großen Innenhof sitzen mehrere Dutzend junger Talibés im Kreis, in der Mitte eine große Schüssel mit dem Nationalgericht „Thieboudienne“ – Fisch mit Reis. Das Essen sieht ärmlich aus, als habe man für die Kinder nur die Reste verwertet. Sie lachen verstohlen und schauen zu der „Toubab“, die mit einem Tuch ihren Kopf verhüllt hat, um zum großen Marabout zu gehen. Am hinteren Ende des Hofes ist das Zimmer des Marabouts El Hadj Hamdou Rabbi Ndiath. Ich schätze sein Alter auf etwa 70 Jahre. Mit Touba ist das hier überhaupt nicht vergleichbar. Der Boden ist aus Lehm statt aus Marmor, immerhin sitzt das geistliche Oberhaupt auf einem bequemen Teppich. Trotzdem wirkt alles ein bisschen schmutzig. Ein kleiner Junge steht neben ihm, und fächelt ihm Luft zu. Ich nehme vor ihm Platz, Mamadou übersetzt wieder. Ich beginne mich höflich zu bedanken, dass er mir die Ehre erweist, mich bei sich aufzunehmen und meine Fragen zu beantworten. Aber der Marabout unterbricht, und bittet mich sofort zur Sache zu kommen. Ich frage ihn, was für ihn das wichtigste an seiner Aufgabe sei. Es dauert eine Weile mit der Übersetzung. Dann bekomme ich folgende Antwort: „Gott ist für uns alle da, wie die Sonne. Forschung ist sehr wichtig“. Dann schickt er uns weg. Alle anderen Fragen solle ich mit seinem Sohn besprechen, der mich für den späten Abend noch einmal in sein Haus einlädt.

## Die Wahrsagerin

Sie sitzt vor ihrer kleinen Hütte und wirft Muscheln auf eine Strohmatte. Einmal fährt sie mit der Hand hindurch, schaut aufmerksam auf die bizarren Formationen, und dann weiß sie Bescheid. Pennda Banndo Sohto Bahno lebt in einem mauretanischen Flüchtlingscamp. Aus einer Handvoll Muscheln liest sie die Zukunft. Das hat sie von ihrem Marabout gelernt. „Nicht jeder kann das“, sagt sie, und ein bisschen stolz ist sie schon, „nur der Marabout hat die Fähigkeit, es dir beizubringen“. Pennda wirft die Muscheln für mich. „Heute Nacht wirst du allein sein. Viele Menschen sind um dich herum, aber du kennst sie nicht. Sie bleiben dir fremd“. Klingt nicht sehr beruhigend, denke ich, aber ich sage mir, dass es mit diesen Dingen meist nicht allzuviel auf sich hat.

Zukunft lesen, „Gri Gri“-Amulette tragen, einen Talisman haben – der Islam hat es zu damaligen Zeiten geschickt verstanden, all diese animistischen

Traditionen und Riten mit einzubeziehen. Die Traditionen existieren heute noch, werden sogar von den Marabouts selbst praktiziert. Fast jedes kleine Kind hat ein Lederband um den Bauch gebunden, an dem ein kleines verschnürtes Päckchen hängt. Das ist der „Gri Gri“, den die Eltern vom Marabout anfertigen lassen. Er bringt Glück und vertreibt böse Geister. Ich hoffe, mehr darüber zu erfahren, am Abend, wenn ich den Sohn des Marabouts noch einmal treffe.

Es ist stockfinster. Strom gibt es in Medina Ndiatèbe nicht. Mamadou läuft vor mir her, ich kann ihn nur ahnen, und hoffe, dass ich auf dem unwegsamen Sandboden nicht in etwas Falsches trete. Von weitem hört man nun das Singen der Talibés, ansonsten ist es still im Dorf. Sehen kann man sie nicht, es ist merkwürdig, fast unheimlich. Wir treffen den Sohn des Marabouts auf dem Dach seines Hauses, dort ist es ein bisschen kühler. Hunderte Stimmen singen monoton ihre Koranverse – der Gesang scheint in der Luft zu schweben, liegt wie eine Wolke über dem Haus. Außer dem Sohn des Marabout sind etwa 20 Menschen auf dem Dach. Ich kann sie kaum erkennen. In der Mitte spendet eine Petroleumlampe fades Licht, dann geht links von uns der Vollmond auf. Eine unwirkliche Situation.

„Wir lehren 12 Fächer hier. Islamisches Recht und islamische Moral sind die wichtigsten Hauptfächer. Der Marabout ist der Lehrer. Er bestimmt, was unterrichtet wird, und wie“. Meine Fragen werden sehr präzise beantwortet. Gebraucht wird der Marabout in allen Lebenslagen. Gibt es Probleme mit der Fruchtbarkeit in der Familie, Geisteskrankheiten, will ein Mensch beruflich weiterkommen, Neugeborene brauchen einen Gri Gri, in all diesen Fällen wendet man sich an den Marabout. Um diese Aufgaben erfüllen zu können, müssen seine Söhne oft nach Europa fliegen, denn auch dort leben senegalesische Familien, die die religiösen Dienste des Marabout in Anspruch nehmen wollen.

„Dass es Gott wirklich gibt, können wir den Menschen natürlich nicht zeigen“, sagt er, „aber wir können ihnen Gott näher bringen und eine Verbindung schaffen“. Das scheint offenbar auch die Fußballmannschaft des Ortes zu überzeugen. Wenn ein wichtiges Spiel ansteht, kommen die Spieler vorbei, um sich den Beistand von oben zu holen.

„Ein Marabout kann sehr viel bewirken. Die Kriege in der Welt könnten beigelegt werden, die Menschen könnten den Marabout darum bitten“. Ich frage, warum es dann noch immer keinen Frieden in der Casamance gebe. Die Erklärung scheint einfach und doch unglaublich: „Der Präsident ist noch nicht bei meinem Vater gewesen, da kann er dann auch nichts machen“, sagt er. Ich gebe zu bedenken, dass der Präsident vielleicht seinen eigenen Marabout habe, ob das nichts nütze. „Es tut mir leid“, sagt er, „was andere Marabouts machen, das kann ich nicht sagen. Natürlich müsste Gott eigentlich ein Ende

des Krieges wollen. Aber der Marabout tut nur seine Pflicht, wie ein Arbeiter. Er kann mit seinen Gebeten die Wünsche an Gott weitergeben. Aber Allah ist der einzig Allmächtige“.

Ich verabschiede mich, und als ich in die Gesichter um mich herum sehe, die ich für einen Augenblick fast vergessen hatte, erinnere ich mich an die Worte der Muschellelerin: „Heute nacht wirst du allein sein. Viele Menschen sind um dich herum, aber du kennst sie nicht. Sie bleiben dir fremd“.

### **Entwicklung beginnt im Kopf – Der Marktgarten**

„In den siebziger Jahren hat das Dorf eine Pestepidemie erlebt“, erzählt Mamadou. „Wir mussten damals viele Tote begraben. Ich stand dort plötzlich mit lauter Greisen und Kindern. Es waren überhaupt keine jungen, kräftigen Männer da. Sie sind aus Medina Ndiatèbe in die Stadt gezogen. Da habe ich mir gedacht, jetzt muss ich etwas tun, um auch die jungen Leute hier zu halten. Seitdem gibt es das Projekt“. Wir stehen auf einem Stück Land am Ende des Dorfes. Es sind die einzigen 80 ha in der näheren Umgebung, die wirklich grün aussehen. Das kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Boden total ausgetrocknet ist. Hier sind die Auswirkungen der fortschreitenden Desertifikation im Norden des Landes mehr als deutlich sichtbar. Jedes einzelne Pflänzchen, das hier am Leben erhalten wird, bedeutet mühselige Arbeit. Sie kultivieren Kartoffeln, einige Bohnen, ein bisschen Reis. „Am Anfang hatten wir 200 Mangobäume angepflanzt“, erinnert sich Mamadou. Einer davon steht mitten auf dem Feld. Er ist der einzige, der überlebt hat. „Wahrscheinlich wollte Allah nicht, dass hier Mangos wachsen“. Hilfe bekommt Mamadou im Moment von Reyna. Sie ist Amerikanerin, lebt seit zwei Jahren im Dorf und arbeitet mit den Frauen zusammen. „Wir wollen, dass die Frauen hier auf dem Feld mitarbeiten. Das Gemüse, das sie hier ernten, sollen sie für alle auf dem Dorfmarkt verkaufen. Sie sollen sehen, dass das, was sie tun, dem ganzen Dorf zugute kommt, und das man hier etwas schaffen kann, wenn man zusammen arbeitet“, sagt sie. Aber Mamadous und Reynas Projekt stößt an Mentalitätsgrenzen. „Ich bemühe mich“, sagt Mamadou, „mindestens einmal am Tag hier vorbeizukommen und nach dem Rechten zu sehen. Es ist mir schon passiert, dass ich zwei Tage nicht da war, und die Frauen haben die Früchte ihrer Arbeit einfach mit nach Hause genommen, um sie für die eigene Familie zu kochen“. Die beiden sind sich einig: Das Dorf kann sich nur dann entwickeln, wenn sich in den Köpfen etwas ändert, wenn die Menschen beginnen, nicht nur bis morgen zu denken, sondern langfristig.

Begossen werden die Pflanzen mit dem Wasser des Senegal, das Feld liegt direkt am Flussufer. Dort wird das Flusswasser von zwei elektrischen Pumpen nach oben befördert. Eine Pumpe leckt, die andere arbeitet mehr oder weniger effektiv vor sich

hin. Geld für eine neue Pumpe ist nicht da. Mamadou und Reyna haben sich um Spenden und andere Unterstützung bemüht. Aber die Gelder fließen spärlich. Zuschüsse, die seit Jahren versprochen waren, wurden schließlich doch nicht gezahlt. Mamadou hat einen Verdacht: „In Medina Ndiatèbe wählt man nicht die Regierungspartei, das mag ein Grund sein, warum das hier so schwierig ist“. Vielleicht lacht er deshalb nie. Er hat seine ganze Energie in sein Projekt gesteckt. Eigentlich wollten sie am Ende des Feldes einen Laden aufmachen. Dort stehen jetzt vier Mauern mit einem halb kaputten Dach, das Gebäude verfällt, weil die Mittel zum Aufbau fehlen. Vielleicht hat Allah auch das einfach nicht gewollt? Die Sonne brennt unerbittlich vom Himmel, alle hier warten sehnsüchtig darauf, dass der längst überfällige Regen kommt. Das wird in jedem Jahr ein bisschen später.

Mamadou will, dass sein Projekt gleichzeitig eine Bildungsmaßnahme ist. Die Jugendlichen aus dem Dorf sollen Arbeit und Zukunft haben. Die Menschen sollen auf ihrer Erde für sich selbst arbeiten. Das sollen sie begreifen. Aber dieser Prozess ist noch lange nicht abgeschlossen. Und immer mehr Menschen verlassen das Dorf.

Wenn die Sonne untergeht, taucht sie Medina Ndiatèbe in ein rötlich– oranges Licht. Die karge Strauchlandschaft sieht dann warm und fast einladend aus. Dann treffen sich die Frauen des Dorfes mit großen Plastikschüsseln auf dem Kopf um Wasser zu holen. „Ich finde, sie sehen aus, als wenn sie von innen leuchten“, sagt Reyna. Am Ende des Jahres muss sie „ihr“ Dorf verlassen. Bis dahin, sagt sie, will sie wenigstens noch dafür sorgen, dass die Pumpe am Fluss repariert werden kann.

## **Abschied**

Am Tag meiner Abreise schenken mir meine Kollegen von Sud FM einen Boubou. Ich bin total gerührt. Viele Leute, die ich im Laufe der letzten Monate kennengelernt habe, kommen vorbei, um sich zu verabschieden. Jetzt habe ich verstanden, dass es hier etwas anderes gibt als den Reisereportagen–Traum. Diese besondere Art der Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Eine Art, sich um den anderen zu kümmern, für ihn Verantwortung zu tragen, wie ich sie in Europa nie erlebt habe. Es wird mir fehlen, dass es plötzlich nicht mehr selbstverständlich ist, „Guten Tag“ zu sagen, wenn man einen Raum betritt. Es ist die senegalesische Gastfreundschaft, die „Teranga“, die sich über alle Widersprüche des Landes hinwegesetzt. „Was hat dir am besten gefallen?“, fragt mich meine Kollegin Hélène. Mir fehlen die Worte. Es waren so viele Dinge. Die Freundlichkeit, die Farben, die Art und Weise der Menschen, trotz vieler Schwierigkeiten nicht aufzugeben und trotzdem zu lachen. Es war spannend, dabei zu sein, als im Land gewählt wurde, und es war wichtig, die europäischen Maßstäbe einmal über Bord werfen zu müssen,

weil sie hierher einfach nicht passen wollen. Als das Flugzeug abhebt, sehe ich zum letzten Mal die Lichter von Dakar, erahne das Viertel, in dem ich gewohnt habe, und weiß, dass ich zu Hause viele Dinge anders sehen werde, als drei Monate zuvor.

*„Wenn jemand in Dein Land kommt  
heiße ihn willkommen und behandle ihn gut.  
Er wird immer wiederkommen wollen“.*

*(Yossou N'Dour, aus „tourista“)*